



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Goethes politische Lehrjahre

Lorenz, Ottokar

Berlin, 1893

Napoleon, die Freiheitskriege und die Vaterlandsliebe

Nutzungsbedingungen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-55841](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-55841)

7) Napoleon, Freiheitskriege und Vaterlandsliebe.

Unter den, die politischen Anschauungen Goethes betreffenden Ueberlieferungen macht alles das, was man die Napoleonfrage nennen könnte, in Bezug auf Feststellung des Thatbestandes, wie auf Beurtheilung des Verhaltens des Dichters uns Heutigen die größte Schwierigkeit. Ich habe daher zur Charakterisirung des politischen Goethe diesen Gegenstand gleich an die Spitze der Betrachtung gestellt und fühle mich veranlaßt, mit meiner Ansicht nicht zurückzuhalten. Mit Schönfärbereien ist hierbei nichts geholfen, man muß der Sache offen ins Gesicht sehen. Von den den Dichter compromittirenden Ueberlieferungen sind übrigens nicht die von Morich im G. J. XIV, 242 erwähnten Stellen das schlimmste und bedenklichste, sondern vgl. besonders Biedermann Nr. 584, 593, besonders S. 113, 114, ferner 595 b. Weiter die Mittheilungen des preußischen Artillerie-Offiziers Bd. VIII, S. 296 und besonders 334 und 335. Auch kann wohl Biedermann Nr. 263, II, 110 hierher gerechnet werden, obwohl es eine Kiemeische zurechtgemachte Darstellung über Vaterlandsliebe ist. Endlich die Tagebuchnotiz vom 4. Nov. 1813: „Was mich über diese Tage tröstet“ u. s. w. Die oft citirten in Dresden gesprochenen Worte von den Ketten sind nicht nur sehr unschuldig, sondern lassen ja gerade das Gegentheil erkennen, daß nämlich Goethe die französischen Ketten als Ketten anerkannte, und empfand. Dagegen lassen die erwähnten Stellen die Deutung zu, daß Goethe das Schlachtenglück der verbündeten Armeen ungern gesehen habe.

Was feststeht, ist daher 1. daß er mit dem bestehenden Rheinbündlerischen Zustand zufrieden war. 2. Daß er sich von den Siegen der Verbündeten in Bezug auf die Zukunft Deutschlands wenig versprach.

Für letzteres sind dann die Gespräche mit Luden, über die Unfertigkeit und Unreife Deutschlands und die Bemerkung (Biedermann III, S. 106), daß die Deutschen immer nur ihre politische Lage im Hinblick auf den Westen, aber nicht im Hinblick auf den Osten beurtheilten, entscheidend.

In Bezug auf den ersten Punkt ist nun zu beachten:

a) daß der Minister Voigt durchaus auf demselben Standpunkt, wie Goethe sich befand, wobei die persönlichen Schicksale des Sohnes von Voigt auf die Weimariſche Geſellſchaft noch insbeſondere einen für Napoleon außerordentlich günſtigen Eindruck machten. Aber auch bei Voigt iſt die Wendung, wie bei Goethe, eine raſche, plötzliche und durchaus correcte in dem Augenblicke, wo der Sturz des Imperators und die Vertreibung der Franzoſen vom deutſchen Boden geſichert waren. Vgl. die treffliche Einleitung Jahns zum Briefw. Goethes mit Voigt S. 105—108. Daraus ergibt ſich der Schluß, daß die Auffaſſung dieſer Männer von den Begebenheiten eben eine ſehr nüchterne war, wie ſie ſich aus dem Geſchäftsleben aller in den politiſchen Dingen damals in Wirklichkeit mitten drinnen ſtehenden Männer, die einen Begriff von Verantwortlichkeit hatten, vollkommen erklärt. Vgl. die Aufzeichnungen von Begeulins, Ernst, Ad. Denkwürdigkeiten ꝛ. S. 50 u. a. a. D., aus denen hervorgeht, daß die verſtändigen Leute in Preußen, voran Hardenberg, ganz genau von denſelben Stimmungen, Befürchtungen, Zweifeln und Hoffnungen geplagt wurden, wie die zu noch viel größerer Unſicherheit verdamnten Miniſter der Duodezſtaaten. Hier zeigt ſich mithin alles, was wir von Goethe wiſſen, höchſt natürlich, ſelbſtverſtändlich und ſeiner Stellung anpaſſend. Man kann es zwar begreiflich finden, daß ein talentvoller Primaner, der die Biographie Goethes liest, den Wuſch hegt, der geliebte Dichter des Goetz hätte auch geharniſchte Sonnette ſchreiben ſollen, in Wahrheit hätte ſich aber der Weimariſche Miniſter Goethe als ein 65 jähriger Don Quixote vorkommen müſſen, wenn er das gethan hätte.

b) Die Zufriedenheit mit den beſtehenden Zuſtänden des Rheinbunds war überhaupt größer, als es einer pathetiſchen und in Folge deſſen nachgerade etwas anrücklich werdenden Geſchichtsklitterung einzugeſtehen beliebt. Sehr große Geiſter unſerer Nation haben ſich insbeſondere in Süddeutſchland für überzeugt gehalten, daß durch den Zuſammenſturz der neuen Verhältniſſe, die größten Thorheiten vergangener Zeiten wieder aufleben würden, und alles das, was der neuen Zeit zu verdanken war, in

Gefahr gerathen würde. Ich rede nicht von Leuten wie Montgelas und Dalberg, sondern vom großen Philosophen Hegel. Er schreibt 1806 . . . zweifle nicht daran, daß im Rücken der Armee der Postenlauf ist frei circulirt. Wie ich schon früher that, wünschen nun alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz ungeheuren Unterschiede ihrer Anführer und des gemeinsten Soldaten von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann."

Am 23. Dez. 1813. Der Preis der Einquartirung in den Schenken ist für 1 Russen 1 fl. 12 kr. — für 1 Oesterreicher 1 fl. 52 kr. (für 1 Franzosen war es 48 kr.), für 1 Bayer 36 kr., für 1 bayr. Rekruten 24 kr., welcher Gradationsstempel! Der Russe ist eben dreimal theurer als ein bayr. Rekrut um 3 Qualitäten willen 1. des Stehlens; 2. der Läuse; 3. des entsetzlichen Branntweinsaufens (jedoch in Ansehung des ersten Punktes kann ich den Russen zur Ehre bezeugen, daß ich von einem Oesterreicher bestohlen worden) . . . wenn wir das erlangen, was wir zu erlangen wünschen, sehe ich das für eine überschwengliche Frucht der vertriebenen Unterdrückung an — um so mehr, wenn die hiesige Pastete zur alten Herrlichkeit zurückerblihen sollte; — ungeachtet der edlen Frucht der neuen Freiheit, die Zeitungen, sowie die Briefe und Erzählungen mit lauter Lügen frank und frei anfüllen zu dürfen, ist so viel zuverlässig, daß Herr von Gündert nun Chef (vormals Schöff) in Frankfurt an Jemand in hiesiger Nähe geschrieben . . . daß Leipzig, Nürnberg, Frankfurt eine eigenthümliche Verfassung erhalten sollen, und zwar mit besonderer Garantie der Engländer!"

Und am 10. April 1814. „Unsere Regierung hat nun den Besitz ihrer erlangten Freyheit ausgeübt und die durch das französische Joch gekränkte Souveränität der Welt und ihren Unterthanen gezeigt Ob wir außer dieser auch noch andere Folgen der Befreyung und Früchte der Lasten erhalten sollen, wollen wir ruhig abwarten.“

29. April: „Gott weiß, was alles unter diesen Tschuwaschen verstanden sein mag; — daß das Publikum hofft und der

Pöbel überzeugt ist, wieder reichsfrey zu werden, habe ich oben schon bemerkt; sie hoffen die guten alten Zeiten wieder zurück, dann kann man, drückte sich einer aus, doch wieder einen um 16 Bazen eine Ohrfeige geben; (denn soviel kostete dieß unter der vorigen Regierung) — und empfangen, denkt der andere hinzu.“

Mögen diese Stellen genügen, um einigermaßen das Verständniß für Aeußerungen und Meinungen Goethes in der Zeit der Befreiung Deutschlands zu befördern. Allerdings blickt man da in eine ungeahnte Nüchternheit — aber der rechte Staatsmann wird immer eine große Portion von dieser Eigenschaft nöthig haben.

In Bezug auf den zweiten Punkt, die Unsicherheit der Zukunft Deutschlands betreffend, ist folgendes zu erwägen:

a) „Zuerst Ludens Referat über das Gespräch vom November 1813: „Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr nur von dorthier zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus.“

Die Ludenschen Aufzeichnungen denke ich mir in den Hauptsachen auf gewissen Niederschriften unmittelbarsten Eindrucks beruhend, gleichwohl ist die gesammte Darstellung sehr gekünstelt, und scheint als Ganzes betrachtet ein Werk späterer Erinnerung. An der citirten Aeußerung halte ich aber um so lieber fest, weil sie wiederum den Beweis einer außerordentlich großen Voraussicht und eines eminenten politischen Urtheils über die „Lagen“ wie Fürst Metternich sagte, darbietet. Goethe hat nicht verkannt, daß Deutschland einer starken östlichen Strömung entgegengeht und sein Urtheil war um so unbefangener, als er nachmals erkennen ließ, daß ihm die heilige Allianz nichts abschreckendes darbot. Allein als Kenner und Schätzer der historischen That- sachen, zweifelte er keinen Augenblick, daß im Großen und

Ganzen in Europa an die Stelle Frankreichs — Rußland und Oesterreich als dominirende Mächte treten, und er hatte richtig gesehen und recht behalten.

b) Die spezielle Zukunft Deutschlands betreffend, so fehlen uns alle Anhaltspunkte, um zu erkennen, was von diplomatischen und vertragsurkundlichem Material der Jahre 1813, 1814, 1815 Goethe vorgelegen hat. Die allgemeinen Redensarten, die uns Luden über den tiefen Schlaf Deutschlands mittheilt, — mögen, wenn sie genau so von Goethe geäußert wurden, die „schmerzvolle Resignation“ Goethes und die „Thränen“ Ludens dramatisch erklären können, aber einen anständigen Werth für Goethes politische Ansichten in diesem Falle haben sie nicht. Aufrichtig gestanden, ich glaube kein Wort von der „schmerzvollen Resignation“ — ich halte dieselbe für eine richtige Professorenweisheit und dazu für eine Eitelkeit, die bestrebt ist, sich die höfliche Zurechtsetzung, welche Luden erfahren hatte, so auszulegen, als habe Goethe Welt Schmerz gehabt, während er nur von der Thorheit Ludens, in Jena! ein Weltblatt herausgeben zu wollen, welches noch dazu den erschütternden Namen „Nemesis“ führen sollte, allerdings sehr schmerzlich berührt gewesen sein wird. Goethe schmerzvolle politische Resignation zuzuschreiben, muß einem wirklich wie ein schlechter Scherz vorkommen.

c) Die rege Theilnahme an den Friedens-Geschäften der Mächte nimmt man aus der Correspondenz mit Voigt wahr, die aber erst von dem Moment an, wo der Herzog mit von Gersdorff in Wien weilte, theilnahmsvoll zu werden beginnt. Goethe findet dann freilich in den Berichten von Gersdorffs allen Grund sich zu beglückwünschen, daß er in Wien nicht nöthig habe, diplomatische Dinners mitzumachen. Daß er überhaupt mit dem Gang des Wiener Congresses nicht sehr zufrieden war, scheint sicher. Er macht, es sei dies zur Freude aller liberalen deutschen Biedermänner gesagt, sogar böse Bemerkungen über die Seelenzählungen und über die „armen Seelen im preußischen Fegefeuer“ und über die „Begünstigung der Mediatisirten.“ Etwas näheres weiß man indessen nicht, es

wäre natürlich nöthig zu erfahren, wie er über die sächsische Frage gedacht hat — archivalische Studien haben sich mir über diesen und andere Punkte nicht eröffnen können. In Bezug auf Goethes correcte Staatsgesinnung, denn so würde ich bezeichnen, was ihn ziert, vgl. auch Nr. 188 bei Jahn, besonders wegen der Franzosen.

Persönliche Beziehung zu Napoleon. Ich gestatte mir auch über diesen vielbesprochenen Punkt um so mehr meine Meinung vorzutragen, als sich das Material in letzter Zeit so wesentlich vermehrt hat.

Das Benehmen Goethes gegenüber Napoleon hat ebenfalls zu den wunderbarsten Angriffen und andererseits auch wieder zu größten Lobsprüchen Anlaß gegeben. Dem einen wie dem andern Zuge philisterhafter Herzensergießungen vermag ich nicht zu folgen. Goethe benahm sich eben, wie ein Weltmann in einer außerordentlichen Lage sich selbstverständlich benehmen wird; und wenn etwas zu einer Verschiedenartigkeit der Auffassung Anlaß geben könnte, so wäre es höchstens die Frage, ob der große „Täuscher der Welt“ auch über die Menschenkenntniß eines Goethe einen kleinen Triumph davon getragen. Um dies zu bestimmen, ist es zunächst nöthig, den Thatbestand festzustellen. Wir haben die Aufzeichnung in den Tag- und Jahreshesten, ferner die „Erinnerungen aus den Kriegszeiten“ von F. v. Müller und Lewes' Mittheilung aus unbekannter Quelle; alles zusammen Biedermann II, 219—226. Die gelegentlichen Gesprächsbemerkungen Goethes aus späterer Zeit dienen zur Ergänzung der Tag- und Jahresheste. Dazu kommt nun Talleyrand I, 426—429, 434, 442, 443. Vgl. Geiger in d. „Nation“ 1892 Nr. 32 und G. J. XIII. 252. Goethe sagte von seinen eigenen Aufzeichnungen, daß sie unvollständig seien, er habe sich durchaus nicht bestimmt gesehen, irgend jemandem alles das mitzutheilen, was gesprochen worden. Er bemerkte ausdrücklich, er fürchtete den Klatsch. Dabei wird es aber als Axiom gelten müssen, daß an demjenigen, was er mittheilt, nicht gerüttelt werden darf; die Mittheilungen v. Müllers besitzen keinen unmittelbaren Werth; wie schon Herr v. Biedermann bemerkt,

sind die Thatsachen auch chronologisch verwirrt worden. Was Lewes bringt, zeichnet sich merkwürdigerweise dadurch aus, daß er die Aufforderung Napoleons, den Tod Caesars zu schreiben, sowie die Einladung nach Paris auf den 6. Okt. verlegt. Die große Frage ist nun: wie verhält sich die Darstellung Talleyrands zu unsern Weimarischen älteren Quellen? Höchst bedenklich ist nun folgendes. Goethe sagt ausdrücklich: nachdem der erste Theil des Gesprächs beendigt war, wandte sich Napoleon wieder zu Daru und sprach mit ihm über die großen Contributionsangelegenheiten: „Ich trat etwas zurück und kam gerade an den Erker zu stehen, in welchem ich vor mehr als dreißig Jahren zwischen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt, und hatte Zeit zu bemerken, daß rechts von mir nach der Eingangsthüre zu, Berthier, Savary und sonst noch jemand stand. Talleyrand hatte sich entfernt.“

Das Gespräch, welches Talleyrand anführt, endet dagegen mit der gänzlichen Verabschiedung Goethes von Napoleon, nachdem eine Masse von Personalfragen und -Antworten berichtet wurde, welche doch offenbar nur in dem zweiten Theil des Gesprächs stattgefunden haben konnten, als der Kaiser „durch eine Art Manöver Goethe von den übrigen Gliedern der Reihe abschneitt“. Goethe sagt, diese Personalien wären geheim besprochen worden. Es ist also unmöglich, daß Talleyrand das, was von Dalberg und dem Kaiser von Rußland hier erwähnt wird, selbst gehört hat. Ebenso sind die Worte „Adieu, monsieur Goethe,“ da wir an der Wichtigkeit der Tag- und Jahreshefte festhalten, von Talleyrand mit eigenen Ohren niemals gehört worden. Es kommt also alles auf die Zuverlässigkeit der folgenden Worte Talleyrands an: „Je suivis M. Goethe et l'engageai à venir dîner chez moi. En rentrant, j'écrivis cette première conversation, et pendant le dîner, je m'assurai par les différentes questions que je lui fis, que telle que je l'écris ici, elle est parfaitement exacte.“ —

Goethes Tagebuch enthält zum 1. Oktober die Notiz: „Zu Tafel bei Champagni“; auch der Tischnachbar, Bourgoing wird angeführt.

Am 2. Oktober aß Goethe beim Herzog mit der Prin-

zessin von Taxis und der Herzogin von Hildburghausen, am 3. im Geleitshaus, am 4. „Um 2 Uhr nach Weimar.“ Die Angaben Talleyrands können mithin nicht bestehen. Auffallend ist ferner, daß Goethe fast nie von Talleyrand gesprochen hat. Der Inhalt der Talleyrandschen Gespräche reitet überdies in merkwürdiger Weise auf gewissen Steckpferden. Man könnte doch glauben, daß Napoleon gewiß nicht so unklug war, immer wiederum seine Tacitus-Ansichten vorzubringen. Die ganze Uebersetzung macht eben den Eindruck, wie wenn die Talleyrandschen Aufzeichnungen durch entsprechende Ausdehnungen auf möglichst vielen Seiten und Blättern gedruckt werden sollten. Ich halte daher dafür, daß man zur Beurtheilung der Goetheschen Stellung gegenüber Napoleon sich am besten an dessen eigene Erzählungen und an das, was der zuverlässige Kanzler v. Müller nach Goethes anderweitigen Bemerkungen hinzufügt, einfach zu halten hat. Ich unterlasse es selbstverständlich, in die große Talleyrandsche Memoirenfrage (vgl. Geiger in der Nation und darnach auch Koloff in Preuß. Jahrb. Bd. 71, S. 176) tiefer einzudringen; mit der verhältnißmäßig kleinen Erfurter Angelegenheit läßt sich keine Entscheidung für das Ganze gewinnen. Aber viel zu weit geht jedenfalls Herr von Biedermann im G. J. 1893, S. 284. Zuzugeben ist demselben, daß mehrere Punkte der Napoleonischen Bemerkungen (Tacitus, wenn auch nicht immer wieder von ihm geredet sein wird, Dalberg u. A.) sehr glaubwürdig bei Talleyrand überliefert sind, aber über die oben angeführte Dinerfrage wird man keineswegs hinwegzukommen vermögen, und es wundert mich, daß Herr von Biedermann davon keine Notiz nahm. Meine Vermuthung ist diese, daß dem Herzog von Broglie eine authentische Aufzeichnung vorlag. Das Bedenklichste für seine Erweiterungen ist dagegen der folgende Umstand. Als Band I der Talleyrandschen Memoiren erschien, hätte man zwar schon in Paris wissen können, daß Goethe am 2. Oktober bei Talleyrand nicht dinirt hat, aber! — man hätte expreß für den Druck den ganz kurz vorher erschienenen 3. Band (S. 381) der Tagebücher in der Weimarer Ausgabe ansehen müssen; da aber das Manuscript vom Herzog von Broglie schon erheblich früher vor-

berichtet worden sein wird, so ist es allerdings sehr fatal, daß er sich durch die Tag- und Jahreshefte täuschen lassen konnte, denn in diesen hat Goethe nichts davon gesagt, daß er am 2. Oktober beim Herzog gespeist habe. Damit wird diese Frage denn wohl erledigt sein.

Der Kern von Talleyrands Erzählung steht im Uebrigen nicht im Widerspruch mit dem Weimarischen Quellenbestand, sondern deckt sich bis auf wenige Einzelheiten in ganz erwünschter Weise. Das Wichtigste, Napoleons Bemerkung zu Werthers Leiden, enthält sie jedoch nicht. Talleyrands Darstellung ist echt französisch gefärbt, sehr äußerlich und ohne jede tiefe psychologische Zeichnung.

Suchen wir den Eindruck und die Stimmung Goethes nach dem merkwürdigen Besuch kurz zu bezeichnen, so dürfen wir sagen, die Wertherepisode hatte den Dichter gefangen genommen. Vieles Geistreiche, was der Welteroberer hinwarf, hatte auf Goethe einen unvergeßlichen Eindruck gemacht, aber Napoleons Aeußerung über Werther hatte ihn in den Bannkreis des großen Corsen gezogen. Umgekehrt stellt sich die Frage dar, welche Rolle Napoleon, objektiv betrachtet, gespielt hat.

Man ist ja sehr berechtigt, wie man den großen Spieler heute kennt und zu beurtheilen im Stande ist, vorauszusetzen, er werde auch den Größen unserer Nation gegenüber seiner Kunst haben Ehre machen wollen. Und es hat Leute gegeben, welche so weit gingen, zu behaupten, Napoleon habe überhaupt erst eben in Erfurt von der Existenz Goethes etwas erfahren. Wenn er die Comödie so weit getrieben hätte, so müßte man aber annehmen, daß er sich noch durch viele Jahre später immer von neuem bemüht hätte, das Lügengewebe seiner Wertherkenntniß fortzuspinnen. Denn dann müßte auch das Verzeichniß Bouriennes von den nach Aegypten mitgenommenen Büchern, unter welchen sich der Werther befand, ebenfalls davon beeinflusst sein. Wie wäre das anzunehmen! Goethe las auch Bouriennes Buch im Jahre 1829 und hat sich über die betreffende Notiz lediglich gefreut. —

Ein anderes Bild von dem Betragen Napoleons gewinnt

man freilich, wenn man die Situation im Allgemeinen in Betracht zieht. Wäre Goethe mißtrauischer gewesen, so hätte er sich vielleicht über eine Audienz wundern können, bei welcher der Imperator recht absichtlich Staatsgeschäfte durch eine geistreiche Conversation zu unterbrechen verstand, sich bald an diesen, bald an jenen der Anwesenden wendete und sich in einer Ungezwungenheit zu zeigen liebte, die etwas theatralisches hatte. Bleibt es überdies fraglich, ob die berühmte Phrase gelautet habe „Vous êtes un homme“ oder „voilà un homme“, so kann doch jedenfalls darüber kein Zweifel sein, daß die plumpe Absicht etwas stark hervortrat.

Aber sollte denn Goethe, nachdem er so viele Jahre den Mann des Tages schildern gehört hatte, nicht auf das gewaltsame, auffällige, zum Theil schauspielerische Wesen vorbereitet gewesen sein? Und sollte er sich denn in einer ewigen Selbsttäuschung gehalten haben, wenn er trotz dieser sicherlich guten Vorbereitung auf den Besuch immer wieder von dem Dämonisch-imposanten des körperlich ihm so wenig gewachsenen Welteroberers sprach?

Alles in Allem: von kleinlichen Dingen, wie Eitelkeit, Gefallsucht, Charakterchwäche, Unterwürfigkeit und Aehnlichem in Bezug auf die Napoleonsfrage Goethes zu sprechen, beweist eine untergeordnete Auffassung ähnlicher Begegnungen und eine Kammerdiener-artige Voraussetzung von solchen Leuten, welche nicht an die natürliche Größe und den innern Werth des Menschen wirklich zu glauben im Stande sind. Goethe hat Recht gehabt, daß er in dem innern Antheil, den sein „großartiger Dämon des Jahrhunderts“ an ihm durchaus nicht unredlich bekundete, eine stolze Befriedigung befand.

8) Goethe beruft sich auf das Buch von Clemens von Hügel über Spanien, doch betone ich das vielleicht im Texte, denn es ist wohl nicht unmöglich, daß der sehr schöngeistige, österreichische Diplomat Goethen seine Verfasserchaft in irgend einer Weise bekannt gegeben hat. Goethe war mit H. v. Hügel am 9. Juli 1815 auf dem Johannisberg beim Fürsten Metternich zusammengetroffen.

9) Wenn ich die Aeußerungen des Königs Leopold über die Metternichische Politik in der Griechenfrage in Betracht ziehe, vgl. meine Abhdlg. in der Deutschen Revue, so drängt sich mir die Vermuthung auf, daß Goethe seine Ansicht von den griechischen Angelegenheiten bei einem der Karlsbader Aufenthalte durch Mittheilungen aus der österreichischen Staatskanzlei gewonnen haben wird. Dem künftigen Biographen Goethes wird ja überhaupt die Aufgabe zufallen, viele persönliche Quellen politischer Einsichten aus den Karlsbader Aufhalten zu entnehmen und nachzuweisen. Ich kann mich im Augenblick nicht rühmen, so weit vorgedrungen zu sein, bin aber überzeugt, daß das doctrinäre Gerede von den Ideen und Ansichten, die von irgend welchen Kathedern aus die politische Erleuchtung Goethes bewirkt haben, ganz und gar wegfallen muß.

10) Ueber den Oksenschen Handel ist viel geschrieben worden, und er kann in der That nicht ernst genug, namentlich auch im Hinblick auf Goethes politischen Leumund genommen werden. Wenn man dem Ursprung des ganzen freisinnigen Gezeters über Goethes reactionäre Gesinnungen nachspürt, so wird man immer auf diese Oksensche Angelegenheit und überhaupt auf Jena hingewiesen sein. Die hier ausgekochten politischen Weisheiten, welche eine kindliche Geschichtschreibung zu verhimmeln nicht aufgehört hat, sind eigentlich die Hauptquelle des ganzen Mißverständnisses geworden, das man verbreitete, um den alten Goethe zu ärgern. Ich unterlasse es, in eine breitere geschichtliche Darlegung der Verhältnisse einzutreten. Ich bemerke nur, daß ich mehrere, auf das Wartburgfest und ähnliches, bezügliche Ueberlieferungen (v. Biedermann Nr. 703 ff.) für das reine Blech halte, um nicht einen andern Ausdruck zu gebrauchen wie sich durch von Müllers Mittheilungen völlig sicher erweist, Da Goethe im Uebrigen nach dieser Seite gar nicht im Vordergrund der Ereignisse stand, so darf man sagen, daß sein böser Leumund doch lediglich auf die Oksensche Sache zurückleitet und hier ist es nöthig, die Stellung Goethes zu Jena in jenen Jahren überhaupt einigermaßen zu revidiren.